

Küchenhoff, J.: Psychose (Troje)	9/10	1063
Long, S.: The Perverse Organisation and its Deadly Sins (Bayer & Gaines)	4	387
Meyer-Abich, K.M.: Was es bedeutet, gesund zu sein. Philosophie der Medizin (Gfäller)	3	293
Moser, T.: Gott auf der Couch. Neues zum Verhältnis von Psychoanalyse und Religion (Auchter)	3	300
- & Hannah H.: Der grausame Gott und seine Dienerin. Eine psychoanalytische Körpertherapie (Auchter)	3	300
- & Hartmut P.: Vater, Mutter, Gott und Krieg. Hass, Verachtung und Verrat in einer psychoanalytischen Behandlung (Auchter)	3	300
Northoff, G.: Neuropsychoanalysis in Practice. Brain, Self and Objects (Böker)	1	87
Sklar, J.: Landscapes of the Dark: History, Trauma, Psychoanalysis (Hamelmann-Fischer)	2	205
Soldt, P. & K. Nitschmann (Hg.): Arbeit der Bilder. Die Präsenz des Bildes im Dialog zwischen Psychoanalyse, Philosophie und Kunstwissenschaften (Oppermann)	6	587
Storck, T.: Spiel am Werk. Eine psychoanalytisch-begriffskritische Untersuchung künstlerischer Arbeitsprozesse (Danckwardt)	6	581
- (Hg.): Zur Negation der psychoanalytischen Hermeneutik (Senarclens de Grancy)	11	1155
Trimborn, W.: Narzissmus und Melancholie. Zur Problematik blockierter Individuation (Hegener)	6	577
Tüpker, R.: Musik im Märchen (Tillmann)	11	1147
Williams, P.: Invasive Objects. Minds under Siege (Müller)	12	1261

Sonstiges

Resolution der DPG/DPV-Kommission zur Beziehungsgeschichte und Brief von Max Eitingon an Felix Boehm (vom 21-XI-33)	8	695
Die PSYCHE im Netz	12	1267

ELFRIEDE LÖCHEL

Ringens um psychoanalytische Haltung

Übersicht: Der Begriff der psychoanalytischen Haltung kann als Platzhalter für verschiedene Fragestellungen gelten, die durch methodische und technische Konzepte nicht ausreichend erfasst werden. Die Autorin legt eine Auffassung von psychoanalytischer Haltung dar, die den Akzent auf ihre Gefährdung legt. Hervorgehoben wird die Fragilität und Verletzlichkeit dieser Haltung – nicht nur, weil Patienten sie unvermeidlicherweise angreifen und in Frage stellen, nicht nur, weil die umgebende Kultur sie möglicherweise geringschätzt, sondern aufgrund unbewusster Konflikte im Analytiker selbst, die durch die analytische Methode aktualisiert werden. Dabei wird die selbstreflexive analytische Durcharbeitung der Konflikte des Analytikers von der Autorin als unentbehrlich betrachtet. Der Beitrag wird durch eine Fallvignette eingeleitet. Der kulturelle und geschichtliche Kontext, aus dem heraus der Begriff der psychoanalytischen Haltung in den 80er Jahren erstmals aufkam, sowie seine Wandlungen im Laufe der Geschichte werden aufgezeigt. Eingehend diskutiert werden die aktuelle Auffassung der Haltung als »gemeinsame Schöpfung« des analytischen Paares sowie der dekonstruktive Charakter der psychoanalytischen Methode.

Schlüsselwörter: psychoanalytische Haltung; Fort-Da; Ambivalenz; gemeinsame Schöpfung; Selbstanalyse; psychoanalytische Methode

In der 92. Sitzung analytischer Arbeit mit einer jungen Patientin überfällt mich – nach anfänglich lebhafter innerer Beteiligung – plötzlich ein Zustand extremer Müdigkeit. Ich merke noch, dass ich nichts mehr aufnehmen kann, und sacke für einen ich weiß nicht wie langen Moment vollkommen weg. Plötzlich schrecke ich auf, als ich die Patientin fragen höre: »Wie haben Sie das denn gerade gemeint? Ich habe den Satz, den Sie eben sagten, nicht verstanden.« Meines Wissens hatte ich überhaupt nichts gesagt, sondern war »weg« gewesen.

Es lässt sich leicht vorstellen, dass die Analytikerin in dieser Stunde darum zu ringen hatte, eine Haltung zu dem Ereignis zu finden und etwas davon in Worte zu fassen. Eine Irritation ging mir nach, die ich immer wieder in Interventionen hineintragen musste. So ist es wohl nicht verwunderlich, dass mir als erstes diese Patientin in den Sinn kam, als ich danach suchte, meine Gedanken zur psychoanalytischen Haltung klinisch zu veranschaulichen. Es ist offenbar die Gefährdung der Haltung, das Ringen

Psyche - Z Psychoanal 67, 2013, 1167-1190

darum, das naheliegende und manchmal vielleicht notwendige Scheitern, das mir am ehesten einen Zugang zu diesem Konzept eröffnet.

Erste Andeutung der Denkerichtung

An diesem Platz hier zu stehen¹ bedeutet auch eine Etappe im Analytiker-Werden, ein Punkt einer Entwicklung innerhalb der analytisch-wissenschaftlichen Community. Entwicklung aber dreht sich um Separation und Individuation, um Auseinandersetzung mit den ödipalen Konflikten, dem rätselhaften inneren Fremdkörper, dem Oszillieren zwischen paranoid-schizoider und depressiver Position – wie immer man es nennt: ein lebenslanges Ringen –, und es geht darum, auf all diese unvermeidlichen und konstitutiven Konflikte eine je eigene, letztlich subjektive Antwort zu geben – und diese zu verantworten. So ist es in der kindlichen und adoleszenten Entwicklung, so in der Ausbildung und Entwicklung zum Analytiker, so in der täglichen Arbeit mit den Patienten: auch dort sind wir gefragt, uns auf die je eigene unverwechselbare Weise auf den Patienten einzulassen, ihm mit der je eigenen inneren Resonanz zuzuhören, mit der je eigenen Stimme zu ihm zu sprechen (vgl. Gabbard & Ogden 2010). Das aber verlangt eine ständige Bereitschaft, sich von den Objekten, mit denen wir uns identifiziert haben, zu trennen. In diesem Sinne ist die Ausbildung der analytischen Haltung ihre radikale Subjektivierung. Darunter verstehe ich nicht, dass »Methode und Person«² des Analytikers ein für alle Mal verschmelzen, sondern im Gegenteil, dass die spezifische Konflikthaftigkeit, die der Analytiker in die analytische Beziehung einbringt, immer wieder neu bearbeitet werden muss, um in dieser notwendigen Überwindung zum Instrument des analytischen Zuhörens werden zu können. Das heißt aber auch, dass über die Realisierung der psychoanalytischen Haltung – im Unterschied zu ihren lehrbuchmäßigen Definitionsmerkmalen – ebenfalls nur in einer subjektivierenden Weise gesprochen werden kann; dies in der Öffentlichkeit zu tun, setzt die Wiederbelebung und Bearbei-

¹ Vortrag bei der Herbsttagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung am 23. 11. 2012 in Bad Homburg.

² So spricht Gattig von einer spezifischen Weise, »in der das Denken, Wissen und Empfinden des Analytikers sich zu seiner Subjektivität verknüpft, die ihn authentisch sein und handeln lässt. *Methode und Person fügen sich dann zusammen* zur analytischen Haltung« (Gattig 2001, S. 468; Hervorh. E.L.). Mir geht es darum, dass das niemals eine harmonische und schon gar nicht eine dauerhafte »Zusammenfügung« sein kann, vielmehr eine »Fügung« im Sinne eines Ereignisses, eines glückenden Sich-Zusammenfindens.

tung all der genannten Konflikte der Subjektwerdung, des Mündigwerdens voraus. Man kann, wie Ogden (1995) zutreffend sagt, immer nur Analytiker *werden* – aber wenn man einen anderen beim Werden über die Schulter schauen lässt, tauchen zwangsläufig schwierige Gefühle auf. Daher zunächst ein wenig Theorie.

Der Ausgangspunkt

Beginnen wir mit Roy Schafer im Jahre 1983. Dank ihm kommt der Terminus *psychoanalytic attitude*/»psychoanalytische Haltung« erstmals³ auf – in systematischer Verwendung gab es ihn vorher nicht, auch nicht bei Freud. Schafer hielt es für notwendig, zwischen der Ebene der Methode und Behandlungstechnik auf der einen Seite und der spezifischen Gegenübertragung in einem Behandlungsfall auf der anderen Seite eine weitere, dritte Ebene zu benennen für das, was der Analytiker in die analytische Situation einbringt. Meines Erachtens hat er damit eine wichtige Blick- und Forschungsrichtung eröffnet, auch wenn die Auffassung dieses Konzepts heute, wie ich zeigen möchte, sich von dem damaligen Ansatz entfernt hat. Ich beschränke mich als Ausgangspunkt auf Schafer, weil er das Konzept der Haltung explizit und als positives Leitbild formuliert. Zwar hat es auch vorher und parallel dazu Ansätze gegeben, diese Dimension, die sich nicht in der Gegenübertragung erschöpft, mit zu denken, häufig jedoch im Sinne der Behinderung, so z.B. in dem wichtigen Beitrag von Money-Kyrle (1991 [1956]), der zwischen »normaler Gegenübertragung« und möglichen »Abweichungen« unterscheidet.⁴

Mit der Bezeichnung *attitude* griff Schafer auf einen einschlägigen Terminus der Sozialpsychologie zurück. Dort wird unter *attitude* eine komplexe, relativ überdauernde, kognitiv-emotionale Wertorientierung verstanden. In der deutschsprachigen Sozialpsychologie wird *attitude* sowohl mit »Einstellung« als auch mit »Haltung« übersetzt; es ist schon allein aufschlussreich, dass das Deutsche diese beiden Begriffe dafür hat, die nicht ganz identisch sind. »Haltung« erscheint einerseits stärker mit der Identität einer Person verbunden als »Einstellung«, andererseits aber wiederum konflikthafter, wie etwa die Redewendung zeigt, die ich mir für den Titel meines Beitrags zu eigen gemacht habe, »um Haltung ringen«; man würde nicht sagen »um eine Einstellung ringen«. Aufgrund dieser

³ Vgl. aber entsprechende Überlegungen schon bei Ferenczi (1984 [1918]), Glover (1955 [1928]) und – in Frankreich – S. Nacht (1956).

⁴ Siehe dazu Frank & Weiß (2003).

dynamischen Komponente ist der Begriff der »Haltung« für das psychoanalytische Denken grundsätzlich brauchbar.⁵

Für Roy Schafer ist die analytische Haltung die *Voraussetzung* für den Gebrauch der analytischen Methode, eine Voraussetzung und Ausrichtung, die analytisches Denken und Verstehen allererst ermöglicht. Er charakterisiert sie durch vier Merkmale: Der Analytiker wahrt eine *neutrale* Haltung. Das heißt, er wertet nicht, ist neugierig und offen für Überraschungen, und er kann Unfertiges tolerieren. Der Analytiker *vermeidet Entweder-oder-Denken*. Der Analytiker *analysiert*; das heißt, er deutet bzw. bereitet Deutungen durch Konfrontationen und Klärungen vor. Der Analytiker strebt an, dem Patienten allein *durch das Analysieren* (und nicht durch Trost, Beschwichtigung, Ratschläge etc.) *zu helfen*.⁶ Auffallend ist, dass es in Schafers Buch, abgesehen von diesen einleitend deklarierten Prinzipien, im Weiteren keineswegs um die Diskussion des *Konzepts* der Haltung geht; vielmehr stellt er seine Auffassung von Psychoanalyse, d. h. die von ihm entwickelte Theorie der »Handlungssprache«, vor und gibt Beispiele aus seiner klinischen Arbeit. Ich werde im Folgenden durchaus versuchen, auch das Konzept der analytischen Haltung als solches sowie einige Veränderungen, denen es im Verlauf der Geschichte unterlag, zum Thema zu machen. Vorweg aber noch ein weiterer Einblick in meine klinische Arbeit mit der bereits erwähnten Patientin, Frau D.

Fallbeispiel

Frau D. kam 19-jährig zu mir, unmittelbar nachdem sie wegen ihres Studiums von zu Hause weg an einen neuen Ort gezogen war. Sie berichtete zunächst von bizarren Kontrollzwängen und Zwangsbefürchtungen, von ihrer Einsamkeit und Angst vor der Zukunft. Nach und nach kommt sie auf ihre »Ausraster«, d. h. für sie unkontrollierbare Wutanfälle, zu sprechen. Seit dem 12. Lebensjahr hatte sie in solchen Wutausbrüchen ihrer Mutter gegenüber ein Symptom entwickelt, das ich aus Diskretionsgründen hier nicht nenne. Vor dieser Zeit habe sie sich mit der Mutter eng verbunden gefühlt, sie seien vollkommen »gleich« gewesen. Im selben Alter sind auch erstmals die Zwangshandlungen aufgetreten. Ich erfuhr, dass nach jahrelangem Streit die Eltern sich trennten, als Frau D. 15 Jahre alt war. Danach habe die Mutter starr und depressiv im Bett gelegen. Später sei es zu anhaltenden gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Mutter und Tochter gekommen, bis die Mutter

sie im Alter von 16 Jahren vor die Tür gesetzt habe. Daraufhin habe sie erstmals Kontakt zum Vater gefunden, mit der Mutter aber den Kontakt abgebrochen. Ihr Freund habe ihr die letzten Jahre Halt gegeben, sie aber kurz vor ihrem Wegzug zum Studienort verlassen. Etwa gleichzeitig war die Mutter mit einer akuten lebensbedrohenden Erkrankung in die Klinik eingeliefert worden. Ob sie überleben würde, war zur Zeit des Erstgesprächs ungewiss.

Ich bot Frau D., bevor wir uns später auf eine dreistündige Analyse einigten, zunächst eine wöchentlich zweistündige Krisenintervention im Sitzen an, während der sie sich relativ rasch so weit stabilisierte, dass sie mit ihrem Studium und der neuen Wohnsituation alleine am Studienort zurechtkam.

Erst in der analytischen Situation merkte ich, dass die Patientin und ich uns überhaupt nicht verstanden, dass sie völlig anders dachte und seelisch funktionierte, als ich es während des Gegenübersitzens vorausgesetzt hatte, und ich spürte heftiges Widerstreben, mich auf ihr Denken einzulassen. Besondere Schwierigkeiten machte mir ihr Konkretismus, z. B. die anfangs völlig selbstverständliche Annahme, mit ihrer Mutter identisch zu sein⁷ und dasselbe Schicksal zu haben, aber auch ihre ungebrochen ich-syntone Einstellung gegenüber dem »Ausrasten«, den Wutanfällen und körperlicher Gewalt. Ihr Sprechen in den Stunden wechselte zwischen affektüberflutet und affektisoliert-intellektualisierend. Es verschaffte ihr eine gewisse Erleichterung, aber es war deutlich, dass sie sich emotional nicht einlassen konnte. Ich stellte mir vor, dass die Patientin mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu vermeiden suchte, ihre Konflikte und ihre Konfusion, das, was sie in der Beziehung zur Mutter ausrasten ließ, in die Übertragung zu bringen. Mir kamen Zweifel, ob eine Analyse in diesem Fall überhaupt indiziert war. Ich befürchtete, dass Frau D. womöglich nicht mehr als einen vorübergehenden Halt und einen Ort der Entleerung daraus würde beziehen können. Erst das geschilderte Ereignis, das mich sehr durcheinanderbrachte, eröffnete den Zugang zu einer anderen Ebene der Kommunikation.

Bevor ich auf das Ereignis genauer eingehe, möchte ich einiges zum vorangegangenen Stundenmaterial und zur vorangegangenen Dynamik berichten.

Unmittelbar vor einer angekündigt ausfallenden Sitzung hatte es eine ungewöhnlich dichte Stunde gegeben, in der Frau D. zu mir von ihrer Verlassenheit sprechen konnte – »ich hatte niemand mehr«, »der einzige Mensch, der mich trösten könnte, war weg« (89.); sie bezog sich dabei auf das Verlassen sein von der Mutter in der Zeit nach der Trennung der Eltern, als die Mutter starr, depressiv, unzugänglich im Bett lag. Ich stellte mir vor, dass diese Erinnerung auch für frühe extreme Verlassenheit, Schutzlosigkeit, Vernichtungsangst steht, die die Patientin erlebt hatte.⁸ In der nächsten Stunde – und diese Art, mit Unterbrechungen umzugehen, wird sich noch sehr häufig wiederho-

⁵ Bezeichnenderweise hat sich in der empirischen Sozialpsychologie die Bezeichnung »Einstellungsforschung« durchgesetzt.

⁶ Heute scheint weitgehend Konsens darüber zu bestehen, dass der Analytiker, auch wenn er deutet und analysiert, gleichzeitig eine Objektbeziehung inszeniert.

⁷ Vgl. dazu die erhellenden Anmerkungen von Eickhoff (2009) zur »primären Identifizierung«; vgl. auch Gaddini (1998) zur Imitation.

⁸ Mein eigenes »Weggehen« in Form des bevorstehenden einstündigen Ausfalls fiel mir während des Zusammenseins mit der Patientin nicht ein.

len – berichtet Frau D. – in der Nebenübertragung auf den Freund – über ihr Ausrasten aus Eifersucht, was von heftiger Wutentwicklung in der Stunde (90.), bezogen auf den Freund, begleitet war. Die Wut schlug dann um in Angst, er könne sie nicht länger aushalten, sie könne ihn durch ihre Wut »vergraulen«. Eine Verbindung zur Unterbrechung der Analyse, die ich nun herstelle, kann sie nicht sehen – wie auch später noch lange nicht. Doch sie lässt in dieser Stunde erstmals zu, dass ich ihre Angst, jemanden, den sie brauche, vergraulen zu können, aufgreife und in der Übertragung deute; sie fügt meiner Deutung sogar einen weiteren Aspekt hinzu: »Manchmal hatte ich auch schon die Befürchtung«, sagt sie, »dass meine Gedanken zu *durcheinander* seien, als dass Sie damit etwas anfangen könnten«. Ich sage, dass sie vielleicht Angst habe, mich mit ihren Gedanken verrückt zu machen, so dass ich nicht mehr klar denken und ihr helfen könne.⁹ Die Patientin: »Dann wäre es so wie mit allen anderen.« Nach der Stunde überreicht sie mir einen kleinen Zettel mit fünf Ausfallstunden wegen ihres Studiums in den kommenden drei Wochen. Mein Gefühl: die Öffnung in Richtung Nachdenken und Benennen, was zwischen uns ist, wird sofort wieder verschlossen durch etwas, was ich als Agieren ansehe – wie eine »Retourkutsche« für meine ausgefallene Stunde. Ich entscheide mich dafür, als sie wiederkommt, die Terminfrage zunächst vor der Stunde im Sitzen zu besprechen. Mir ist wichtig, am Setting festzuhalten und die Alternative Analysestunde oder Studium nicht zu akzeptieren. Ich sage: »Ihr Studium ist wichtig und soll nicht beschädigt werden und die Therapie ist wichtig und soll nicht beschädigt werden. Wie können wir das hinkriegen?« Wir einigen uns schließlich so, dass *sie* zwei Termine doch möglich macht, indem sie ihre Vorlesung etwas früher verlässt, dass *ich* zwei Termine verlege, wo das eben möglich ist, und eine Stunde muss tatsächlich ausfallen.

Diese Notwendigkeit, auf der Ebene der Alltagsrealität eine Lösung zu finden, in der zwei Anliegen sich nicht gegenseitig ausschließen, wird sich noch häufig ergeben. Die Patientin nimmt allmählich wahr, dass ich nicht »Entweder-oder« denke und dass ich nicht davon ausgehe, dass immer einer bestimmt und der andere sich unterwirft. Das ist für sie neu (was sie aber erst sehr viel später in Worte fassen kann).

In dieser – noch relativ frühen – Analysestunde versuche ich, als die Patientin sich hingelegt hat, einen Zusammenhang zwischen meiner Stundenabsage und der ihren herzustellen, was sie aber rationalisierend abwehrt. Im Nachhinein denke ich, dass meine Deutung auch nicht ganz richtig war. Mit meiner Gegenübertragungsphantasie von der »Retourkutsche«, d.h. Vergeltung, bin ich schon hineingezogen in ein paranoid-schizoides oder anal-sadistisches Denken. Ich habe noch nicht verstanden, dass es für die Patientin, wenn *sie* aktiv weggeht, nicht nur bedeutet, Getrenntheit und Abhängigkeit nicht aushalten zu können und das Objekt dafür »schlagen« zu müssen, sondern wohl

⁹ Bei mir vermute ich, dass sie das wohl nicht nur fürchtet, sondern auch wünscht, weil es ihr das Erleben von Getrenntheit erspart.

auch den Versuch beinhaltet, durch die Imitation *meines* Weggehens und Wiederkommens sich selbst ein Moment von Separation und Individuation anzueignen. Sie kann noch kein Fort-Da denken, sie muss es agieren; noch missversteht sie das Wegsein auf paranoid-schizoide Weise, nämlich: dem Objekt etwas zufügen. Trotzdem steckt auch das Neue schon drin – ähnlich wie ich an anderer Stelle das Fort-Da-Spiel aus *Jenseits des Lustprinzips* (Freud 1920g) interpretiert habe: Das »Wegschicken«, das der kleine Ernst mit der Spule wie mit allen verfügbaren kleinen Dingen praktiziert, ist nicht nur Rache, sondern auch Auseinandersetzung mit der Abwesenheit und erster Ansatz zur Verneinung und Verwandlung der Aggression in ein Symbol (Löchel 2000, S. 90).¹⁰ Das wiederholte »Fort« ist nicht einfach ein Ersatz des Ausstoßungsimpulses, sondern eine Bewegung hin zur »Nachfolge« und damit Transformation der Ausstoßung, die in der Verneinungsfähigkeit besteht.

Das Ereignis

Ich möchte nun die Stunde (92.), in der das einleitend geschilderte Ereignis stattfand, etwas ausführlicher darstellen und diskutieren. Es war die dritte Sitzung in der Woche. Die Patientin berichtet eine Szene vom zurückliegenden Wochenende¹¹, in der sie sich von der Mutter und der um ein Jahr jüngeren Schwester »ausgeschlossen« fühlte. Die beiden waren, so Frau D., »wie verbündet gegen mich«. Sie habe versucht, ihr Gefühl mitzuteilen, aber die Mutter habe – wie immer – gesagt: »Das bildest du dir nur ein«. Die Patientin schildert, wie hilflos, wütend und verzweifelt sie sich gefühlt habe. Aufgrund all dessen, was ich bereits von ihr und ihren familiären Beziehungen kennengelernt habe, bin ich empathisch bei ihr und denke, wie schwer es für sie gewesen sein muss und immer noch ist, ihrer eigenen Realitätswahrnehmung zu trauen, zwischen Phantasie und Realität zu unterscheiden und – vor allem – ihre eigenen Phantasien zu unterscheiden von denen der Mutter. Ich denke auch darüber nach, ob sich in der Phantasie des Ausgeschlossenseins das Thema meiner Abwesenheit indirekt fortsetzt.

Schlagartig packt mich die bereits geschilderte Müdigkeit, ich merke, dass ich nicht das Geringste mehr aufnehmen und nur noch wie betäubt wegdösen

¹⁰ »Das Wegwerfen (o-o-o-o) wäre dann nicht nur die Verkehrung einer passiven in eine aktive Position, nicht nur Rache am Objekt, sondern auch der Ansatz zur Verneinung, folglich über die ausstoßende, wegwerfende Haltung hinausgehend der Ansatz zur Verwandlung der Aggression in ein Symbol, wodurch die teilweise Überwindung des Lustprinzips möglich wird und »Interesse« und »Spannung« hervorgebracht werden« (Löchel 2000, S. 90). Mit anderen Worten: Die Verneinung hält die rasche Spannungsabfuhr an, bindet die Aggression an ein Symbol, dadurch wird Spannung hervorgebracht, die gehalten werden kann, weil sie auch etwas Libidinöses an sich hat. Doch das Nein, das das Herzstück der Symbolisierung ausmacht, muss dem Ausstoßungsimpuls immer neu abgerungen, die Transformation muss immer wieder geleistet werden.

¹¹ Es war das Wochenende, das meiner einstündigen Abwesenheit folgte.

kann, bis mich die Patientin mit ihrer Frage aus diesem Zustand herausreißt: »Wie meinen Sie das, was Sie gerade gesagt haben, ich verstehe Ihren Satz nicht.«

Mein erster Impuls ist, mich gegen etwas höchst Unangenehmes zu wehren – ich habe doch gar nichts gesagt! Zugleich fühle ich mich schuldig, weil ich – ich weiß nicht für wie lange – abwesend war. Kann ich wirklich sicher sein, nichts gesagt zu haben? Ich erschrecke bei der Vorstellung, es könnte etwas aus mir gesprochen haben, von dem ich nichts weiß. Neben dem Impuls, mich zu wehren, dem schlechten Gewissen, »weg«-gewesen, und der Beschämung, bei etwas Unkontrolliertem erappt worden zu sein, ist mir sofort bewusst, dass ich nahe dran bin, das zu agieren, was die Patientin gerade in Worten beschrieben hat, ähnlich wie die Mutter zu sagen »Das hast du dir bloß eingebildet«. Ich sehe, wie sehr die Patientin mich in diese Wiederholungsbewegung bereits hineingezogen hat. Es gelingt mir, diesen Impuls, mich zu wehren, innerlich zu verneinen und dadurch anzuhalten, aber auch zu behalten. Erst später werde ich ihn genauer analysieren können.

In der Situation gerate ich unter Druck, etwas zu dem Geschehen zu sagen, den Vorfall, den ich als gravierend erlebe, irgendwie zu benennen. Wie kann ich dieses Unmittelbare aufgreifen? Wie kann ich meine Irritation nutzen, um etwas uns beide Haltendes zu sagen?

Ich frage, wie sie mich denn gehört habe.

Frau D.: »Sie haben gesagt, ich höre besonders genau hin, wenn meine Mutter etwas sagt.«

Sofort überkommt mich wieder die sichere Überzeugung, dass dieser Satz nicht von mir ist, dass etwas in mich hineingestülpt wird. Ich denke: Das ist die projektiv-identifikatorische Verstrickung mit der Mutter, und merke, dass etwas in mir sich heftig dagegen sträubt, diese Übertragung anzunehmen. Erst im Nachhinein, beim Aufschreiben, kann ich mir klarmachen, dass in diesem Moment zwei Regungen in mir kämpften: einerseits der spontane Impuls, eine Gegenübertragung zu agieren, durch die ich projektiv identifiziert bin mit einer Mutter, die Recht haben und der Patientin die Schuld an der Verwirrung zuschieben möchte. Andererseits ein analytisches Moment: Mehrdeutigkeit, Unentschiedenheit, Unbestimmbarkeit aufrechterhalten zu wollen, als wertvoll schätzen zu können; Verwicklung »spannend« finden zu können (vgl. Löchel 2000, S. 90), ihr etwas abgewinnen zu wollen.

Vor allem aber hatte ich in der Stunde einen Weg zu finden, über die Verwirrung zu sprechen, ohne vorzeitig etwas festzulegen und damit das, was sich gerade geöffnet hat, wieder zu schließen (vgl. Löchel 2012). Ich entschied mich dazu, der Patientin meine Verwirrung *und* meine Nachdenklichkeit zur Verfügung zu stellen. Ich sagte in etwa, dass ich den Eindruck hätte, zwischen uns sei gerade eine Verwirrung entstanden. Die Patientin stimmt mir zu. Ich weiter: Sie habe einen Satz von mir gehört und mir wiedergegeben, bei dem ich nicht sicher bin, ob ich den wirklich so gesagt habe. Sie habe bestimmt meine Irritation bemerkt. Die Patientin bestätigt. Aber ich könne für mich auch nicht ausschließen, sage ich weiter, dass so etwas passiert, dass mir ein

Satz herausrutscht, ohne dass ich das ganz genau in jedem Moment kontrollieren könne, und dass sie deshalb ganz recht damit hat, es mir zu sagen, wenn sie so etwas wahrnimmt, damit wir beide weiter darüber nachdenken können. Sie hört aufmerksam zu. Als ich andeute, dass sie vielleicht ähnlich verwirrende Momente auch von zu Hause schon kenne, verneint sie. Sie sagt, es sei ihr bisher noch nie passiert, dass sie etwas gehört habe, ohne dass es gesagt worden sei. Ich sage, das sei jetzt sehr ungewöhnlich und verwirrend für uns beide und dass wir jetzt diese Verwirrung erst mal so stehen lassen müssten.

Diskussion des Ereignisses

Wenn ich Schafers Kriterien auf meinen Umgang mit dem »Ereignis« anwende, könnte man sagen: Ich habe – abgesehen von meinem unwillkürlichen Erschrecken – eine neutrale Haltung gewahrt; ich habe mich bemüht, Entweder-oder-Denken zu vermeiden; analysiert/gedeutet habe ich in der Situation (noch) nicht, sondern versucht, einen Raum für Unbestimmtheit zu schaffen, in dem eventuell einmal später so etwas wie Deutungen und Bedeutungen möglich werden könnten. Beschwichtigt habe ich an dieser Stelle nicht.

Im Nachhinein sieht es so aus, als hätte die Müdigkeitsreaktion, die aus dem Zusammenwirken meiner Abwehr und der Abwehr der Patientin (vgl. Zwiebel 2010) entstand, etwas eröffnet: Aufgrund meines Fortseins, Wegseins, meiner Abwesenheit von der Patientin konnte sich etwas zwischen uns ereignen, weil erst durch mein Wegsein ein Zwischenraum entstand. Tatsächlich war es auch so, dass von diesem Zeitpunkt an erste Differenzierungsversuche zwischen Patientin und mütterlichem Objekt in der Analyse Raum bekamen, die analytische Arbeit an dieser Differenzierung konnte erst von da an beginnen – während ich vorher oft »pädagogisch« interveniert oder ungläubig ihren Gleichsetzungen mit der Mutter gegenübergestanden hatte.

Was für ein Wegsein war das aber genau, das durch das Ereignis Gestalt angenommen hatte? Es war ja nicht ein oszillierendes Fort-Da-Spiel in mir, es war keine Reverie, deren Gehalt sich auf die Patientin hätte beziehen lassen können, es war auch kein Abdriften in private Gedanken – all diese Formen der Abwesenheit hätten ein triangulierendes Moment beinhaltet. Sie hätten eine Abwesenheit in der Anwesenheit bedeutet. Die Patientin aber ist nicht in der Lage, Abwesenheit in ihr Dasein zu integrieren.

Die Erfahrung dieser Stunde eröffnete mir, *wie* katastrophal das Wegsein für die Patientin ist. Sie kennt kein Alleinsein als Zustand des Bei-sich-Seins, Für-sich-Seins, Alleinseins in Anwesenheit des Anderen. So wie ich ja auch tatsächlich weder bei mir noch bei der Patientin war, sondern schlicht »weg«.

Was aber geschieht in der Welt von Frau D., wenn einer »weg« ist? Es findet eine Operation statt, die das Gegenteil von Amputation darstellt: es wird etwas aufgepfropft, implantiert. Die von ihr gehörte Deutung »Sie hören sehr genau hin, wenn Ihre Mutter etwas sagt« könnte lauten, wenn ich die Projektion zurückverwandte: »Ich [Patientin] höre sehr genau hin, ich achte sehr – kontrollierend – darauf, was meine Analytikerin sagt.« Vielleicht sogar: »Ich

will sie dazu zwingen, etwas zu sagen, nicht zu schweigen, nicht weg zu sein.« Und weiter: »Wenn sie schweigt, mache ich ihr einen Satz, stülpe ich ihr einen über, stopfe ich einen in sie hinein.« In diesem Sinne könnte man sagen: Durch das Ereignis ist eine Kommunikation in Form projektiver Identifizierung bei mir angekommen. Ich bin bereit, mich so verwenden zu lassen.

Es gibt indes noch andere Deutungsoptionen¹²: Vielleicht habe ich im somnolenten Zustand diesen Satz wirklich gesagt. Dann wäre es eine durchaus treffende Deutung gewesen, nämlich: »Sie hören so genau hin, wenn Ihre Mutter etwas sagt und nehmen das so total in sich auf, dass Sie mit Ihrer eigenen Wahrnehmung darunter verschwinden, weg sind.« Oder hat Frau D. sich selbst diese treffende Deutung gegeben und ich musste, damit sie das konnte, verschwinden? Versucht sie, mich durch ihre Intervention aus der Abwesenheit zu holen und mich in meiner analytischen Funktion wieder einzusetzen? So, wie sie die depressive Mutter zu aktivieren suchte?

Im Nachhinein habe ich auch an die Möglichkeit einer psychotischen Übertragung gedacht, in der ich verschwinden muss, während die Patientin ihren Satz halluziniert. So gesehen führt gerade das Seinlassen dieses psychotischen Moments, wogegen ich mich vordem gesträubt hatte, eine Öffnung herbei. Gerade, indem ich dieses psychotische Verstülpen zwischen uns – wenn auch nicht ohne Irritation – annehme, aufnehme, sein lasse, kommt eine erste Trennung zwischen uns in den Raum und wir beide müssen damit fertig werden und dafür Worte finden.

Übergang von klassischen zu postklassischen Auffassungen

Zurück zur Frage der analytischen Haltung. Die klassische Auffassung beinhaltet durchaus, dass – aufgrund der Konflikte des Patienten – mit Widerstand und Angriffen gegen diese Haltung zu rechnen sei. Schafer geht davon aus, dass die Haltung eben darin bestehe, diese Angriffe standhaft zu untersuchen (Schafer 1983, S. IX). Ich glaube, der wesentliche Unterschied zu heutigem Denken ist, dass wir – und ich meine, dass das relativ unabhängig von den Schulrichtungen geschieht – mehr darüber sprechen, dass es *auch im Analytiker* die Neigung gibt, diese komplizierte, konflikt- und spannungsreiche Haltung abzustreifen. Schafer sprach explizit davon, wie schwer es für den Patienten sei, *Analysand* zu bleiben (S. 68), während wir heute darüber nachdenken, wie schwer, ja unmöglich es mitunter sein kann, *Analytiker* zu bleiben! Schafer ging es 1983 um die »ideale« psychoanalytische Haltung. Er war der Auffassung, auch wenn man sich ihnen nur annähern könne, sei es wichtig, *standards of excellence* der ana-

lytischen Arbeit zu formulieren (S. 5). Aus vielen Gründen ist in den vergangenen 30 Jahren – der Zeitspanne einer ganzen Generation – die Rede von »Idealen« zwiespältiger geworden: Vor allem sind in der analytischen Community allzu oft als Begleiterscheinung von Idealisierung Entwertungen, Ausgrenzungen und fatale Destruktivität erfahren worden; zweitens sind die bekannten methodisch-technischen Veränderungen der analytischen Arbeit zu nennen, insbesondere die verstärkte Nutzung der Gegenübertragung und die damit in den Blick rückenden unvermeidlichen Gegenübertragungsverwicklungen oder -enactments¹³; eng verbunden mit Letzterem ist die vieldiskutierte Zunahme oder vielleicht auch nur bessere Erkennbarkeit von Pathologien der frühesten Objektbeziehungen und der damit einhergehenden Symbolisierungsstörungen; schließlich hat der alle Lebensbereiche erfassende tiefgreifende soziale Wandel Denkweisen und Diskurse vernehmbarer werden lassen, die in einer Verfallsform zwar in Beliebigkeit und Relativismus ableiten können, im besten Sinne aber auch ein Denken ermöglichen, das weniger als bisher von festen Positionen und Wahrheiten ausgeht, sondern Dilemmata, Paradoxien, Unmöglichkeiten in den Horizont des Denkbaren rückt. In diesem Kontext verstehe ich die Rede von sog. »postklassischen« Auffassungen in der Psychoanalyse (Zwiebel 2007, 2010; Schneider 2006, 2007). Bevor ich auf einige dieser neueren Denkansätze zu sprechen komme, um auf diesem Weg meine eigene Position zu skizzieren, möchte ich einen Beitrag zur analytischen Haltung betrachten, der diese nicht mehr in erster Linie als Ideal, sondern als Instrument auffasst. Darin ist schon ein erster Richtungswechsel enthalten.

Die analytische Haltung als ein Instrument?

Im Jahre 1989 erschien in der *Psyche* eine Arbeit von Josef Dantlgraber mit dem Titel »Die psychoanalytische Haltung als Stufe in der Übertragungs-/Gegenübertragungsbeziehung«. Dantlgraber beschreibt in dieser Arbeit sehr präzise die »Haltung« als ein »Instrument« (S. 975) bzw. eine »Brücke« (S. 991) zwischen Deutung und Objektbeziehung. Er stützt sich auf Balint, der bekanntlich zwei methodische Säulen der Analyse, »Deutung« und »Objektbeziehung«, unterscheidet. So auch Dantlgraber in dem genannten Beitrag: Wenn keine Deutung möglich ist, weil der Patient sich gerade auf der Ebene der (Balintschen) Grundstörung befindet und den

¹² Für Anregungen an dieser Stelle danke ich den KollegInnen aus der Wanderwerkstatt des Achalmseminars.

¹³ Vgl. Hinz (2003) sowie den aktuellen Band des *Jahrbuchs der Psychoanalyse* mit dem Themenschwerpunkt »Szene – Verwicklung – Performance« (Frank, Hermanns & Löchel 2013).

Analytiker als Primärobjekt braucht, dann »trägt« die analytische Haltung diese unbewusste oder auch bewusst mitvollzogene Inszenierung der Objektbeziehung.

»Je tiefer die Regression des Patienten geht [...], umso notwendiger werden bestimmte Haltungen [Plural; sic! E.L.] für die Aufrechterhaltung der analytischen Arbeit. Die für den jeweiligen Behandlungsprozess als förderlich erachteten Haltungen [Plural; sic! E.L.] können nun *bewusst eingesetzt* werden oder aber sie stellen sich *zunächst unbewusst* ein und werden erst – wie die Gegenübertragung – durch die analytische Arbeit im Analytiker bewusst gemacht« (Dantlgraber 1989, S. 975; Hervorh. E.L.). In der Art und Weise, wie der Analytiker mit der jeweils vorherrschenden Übertragung umgeht, wie er sie »handhabt«, »kommt die analytische Haltung zum Ausdruck, die der Analytiker dem Patienten gegenüber einnimmt« (S. 974).

Nicht unproblematisch erscheint mir indes die Formulierung, die Haltung »bewusst«, wie ein »Instrument«¹⁴ einzusetzen. Das legt immerhin den Gedanken nahe, der Analytiker könne seine Haltung souverän und intentional steuern, gar seine Haltungen (im Plural) variieren – wie man es vom Einsatz eines technischen Elements, wenn auch hier nur mit Einschränkungen, sagen könnte –, als gäbe es eine Metaebene zum analytischen Prozess, die nicht erst nachträglich hervorgebracht wird. Andererseits lässt Dantlgrabers Ansatz explizit auch Raum für die nachträgliche Analyse unbewusster Verwicklungen und Inszenierungen und bewegt sich somit auf der Höhe des heute üblichen Umgangs mit Enactments, projektiven Identifizierungen, Gegenübertragungsverwicklungen. Durch Letzteres erweitert sich aber meines Erachtens der Begriff der Haltung und nimmt einen anderen Charakter an, als die Rede vom »Instrument« zunächst suggeriert.¹⁵

Für die Behandlung von Frau D. gewinne ich Folgendes:

Dantlgraber (1989) beschreibt den Fall, dass Patienten das Bedürfnis haben, sich den Analytiker als vertrautes Objekt zu erhalten, dabei aber aus Angst vor Objektverlust die libidinösen und aggressiven Regungen nicht in den Kontakt mit ihm bringen. In diesen Fällen inszenierten sich aber die draußen gehaltenen aggressiven und libidinösen Konflikte mit dem Primärobjekt »unterschwellig«, würden durch projektive Identifizierung kommuniziert.

¹⁴ »Diese Untersuchung handelt von der analytischen Haltung als therapeutischem Instrument« (Dantlgraber 1989, S. 975).

¹⁵ Interessant und für eine weitere Diskussion im Hinblick auf das Verständnis der »Haltung« wertvoll finde ich hier das Changieren zwischen einer handwerklich-technischen Bedeutung von »Instrument«, das der Analytiker verwendet/einsetzt, und der Bedeutung im Sinne eines Musikinstrumentes, auf dem/das der Patient spielt.

Das trifft auf die Behandlung mit Frau D. zu. Wäre ich nicht zur »Rollenübernahme«, zur Aufnahme der projektiven Identifizierung bereit, sondern würde die Patientin sofort mit dem »den oralen Urkonflikt darstellenden Beziehungsmuster« und ihrer damit verbundenen Aggression konfrontieren, »käme das einer Verurteilung durch ein persekutorisches Über-Ich gleich« (Dantlgraber 1989, S. 986). Es war für meine Patientin unmöglich, die beschriebene Situation (»Ereignis«) in der Übertragung zu verstehen. Mit meiner Andeutung – »vielleicht kennen Sie so etwas schon« – konnte sie nichts anfangen. Der mit einer treffenden Deutung der Übertragungsbeziehung einhergehende Objektverlust wäre für die Patientin eine Katastrophe gewesen (S. 976). Damit sich die pathogene Beziehungsgestalt »in den symbolischen Raum transformieren« lässt, muss sie

»vorerst in der Übertragung affektiv inszeniert und »gehalten« werden, bis dieses Beziehungsmuster via Deutung aus einem konkretistischen in einen symbolischen Bereich gelangen kann. Die analytische Haltung fungiert [...] als *Brücke* zwischen diesen beiden Bereichen« (S. 991).

Während Dantlgrabers Arbeit hilfreich ist, um zu erfassen, warum, wann, wozu Patienten die analytische Haltung brauchen, möchte ich nun wieder auf mein Hauptanliegen zurückkommen: Wie lässt sich über das nachdenken, was der Analytiker mitbringt?

Ambivalenz und Paradoxie

Mit Zwiebel (2010) gehe ich davon aus, dass das, was er die »analytisch-therapeutische Position« nennt – ich will es mit der Haltung gleichsetzen –, *per se ambivalent* besetzt ist. Das heißt, dass Analysieren immer (nicht nur angesichts besonders »schwieriger« Patienten) an eigene unbewusste Konflikte des Analytikers rührt und *per se* eine angsterregende und unbequeme Haltung erfordert, die dazu tendiert, sich in Richtung einer bequemen hin aufzulösen.¹⁶ Zwiebel betrachtet die psychische Tätigkeit des Analytikers als ein ständiges Oszillieren zwischen entgegengesetzten Polen, ohne dass diese Spannung je endet oder das Oszillieren zur Ruhe kommt (Zwiebel 2003, S. 45). Bereits in der Grundformel von der »gleichschwebenden Aufmerksamkeit« – der Verschränkung von Afokalität und Fokalität (Schneider 2007, S. 676) – steckt diese Spannung in geballter

¹⁶ Ähnlich argumentieren auch Smith (2000) und Parsons (2006). Zwiebel (2010) hat diesen Gedanken minutiös am Beispiel der Müdigkeitsreaktion in der Gegenübertragung ausgearbeitet.

Form.¹⁷ Die Potenz der professionellen Haltung sieht Zwiebel in dem paradoxen Moment, dass sie nicht unproblematisch gegeben ist, sondern immer wieder riskiert werden muss und scheitern kann, bisweilen scheitern muss, um wiedergefunden zu werden.

Auch diese Überlegungen lassen sich auf das »Ereignis« anwenden:

Der Moment, in dem ich einen Satz gesagt haben sollte, von dem ich nichts wusste, war schwer auszuhalten; ich hatte den Impuls, mich zu wehren; mir nichts »einreden«, »unterstellen« zu lassen. Ich war nahe dran, meine Gegenübertragungsreaktion zu agieren, konnte sie dann aber halten. Es war in der Tat eine schwer aufrechtzuerhaltende Objektbeziehung, diesen Impuls zu reflektieren und ihm nicht nachzugeben. Metapsychologisch betrachtet, sehe ich das als Leistung der Verneinung – etwas, das man nicht haben will, etwas, das nicht sein soll, denken zu können (Löchel 2000). Ich oszillierte zwischen meinem Impuls, mich zu wehren, etwas Unbequemes wegzuschieben, auszustoßen – und der Empathie für die Patientin, ich oszillierte zwischen komplementärer und konkordanter Identifizierung, zwischen einem »persönlichen Pol« äußersten Unbehagens und einem »technischen Pol« der Suche nach einer angemessenen analytischen Intervention. So entstand gerade noch genügend Raum für den Gedanken, dass sich hier und jetzt zwischen uns etwas in der Übertragung wiederholte. Das Einnehmen einer dritten Position war für einen Moment lang möglich geworden.

Man braucht die analytische Haltung am meisten, wenn sie gerade gefährdet, gestört ist und nicht zur Verfügung steht – dieses Dilemma ist von Gerhard Schneider (2006, 2007) in seinen Arbeiten zum grundsätzlich »aporetischen« Charakter der psychoanalytischen Technik pointiert formuliert und auf den Begriff gebracht worden. Das Aporetische kann nicht willentlich herbeigeführt werden. Aber wenn es da ist, kann sich etwas öffnen – oder auch nicht. Wenngleich ich mich in meiner täglichen klinischen Arbeit nicht nur mit aporetischen Situationen im strengen Sinn konfrontiert fühle, finde ich in den Ansätzen von Zwiebel und Schneider etwas von meinen eigenen Überlegungen zum Ereignishaften, Momenthaften, Flüchtigen wieder, die ich in einer Arbeit zur Hermeneutik der Fehlleistung ausgeführt habe (vgl. Löchel 2012).¹⁸ So gibt es in der analy-

¹⁷ Zwiebel benennt als weitere Bipolaritäten die teilnehmende <-> Beobachtung; Nicht-Wissen <-> Wissen; Absichtslosigkeit <-> Zielorientierung; Gegenseitigkeit <-> Asymmetrie; Anfänger-Geist <-> Experten-Geist und fasst sie als oszillierendes Spannungsfeld zwischen einem »technischen« und einem »persönlichen« Pol zusammen (Zwiebel 2003).

¹⁸ Das Aufschlussreiche an Freuds Entdeckung der Fehlleistung liegt meines Erachtens nicht lediglich darin, dass sie einen Sinn hat, sondern darin, *wie* sie sich ereignet: als Interferenz, als Dazwischenreden eines Anderen, als Aufblitzen und Verschwinden. Lassen sich mit diesem Modus nicht auch andere Phänomene in der analytischen Arbeit beschreiben?

tischen Arbeit Momente des Öffnens, Momente, in denen etwas möglich wird, sich zeigt – aber gleich wieder entzieht. Solche Momente sind nicht willentlich herbeizuführen. Man könnte überlegen, ob diese Logik von Ereignis und Verlust nicht auch auf die analytische Haltung zutrifft: sie ereignet sich – und vergeht; sie verliert sich – und wird wiedergefunden. Daher spreche ich auch nicht vom »Bleiben« der analytischen Haltung im Sinne einer Dauer.

Wie aber lässt sich Offenheit für das Überraschende, Unerwartete aufrechterhalten oder wiederfinden? Ralf Zwiebel weist zu Recht auf die Vernichtungsangst hin, die der Analytiker aushalten und überleben muss, um »lebendigen analytischen Kontakt« aufrechtzuerhalten.¹⁹

Ich möchte nun meine eigene Auffassung von der analytischen Haltung präzisieren, indem ich mich mit zwei weiteren Aspekten auseinandersetze: 1. der Frage der »gemeinsamen Schöpfung« des analytischen Paares und 2. der Bedeutung des dekonstruktiven Charakters der analytischen Methode.

»Gemeinsame Schöpfung«

Während Roy Schafer (1983) die ideale Haltung analytikerzentriert beschreibt und ihre Realisierung im Dienste des Patienten für möglich hält, auch wenn es zu »unvermeidlichen« Herausforderungen kommt, betrachten neuere Ansätze die analytische Haltung häufig als eine gemeinsame Schöpfung (*co-creation*) des analytischen Paares: Die jeweils gemeinsam hervorgebrachte Übertragungs-Gegenübertragungs-Dynamik erlaubt es demnach mehr oder weniger, dass analytische Haltung darin eine Chance

¹⁹ Die analytische Arbeit setze uns »der Begegnung mit dem Tödlichen« aus (Smirnov 1988, S. 30). Zur notwendigen Schutzlosigkeit des Analytikers: »Indeed, one might say that the analyst has only limited protection from all sorts of ›internal‹ intrusion into their own mental equilibrium. That is, we cannot leave unscathed from analytic encounters« (Kennedy 2011, S. 1). Ob nicht letztlich durch Freuds Modell des Kastrations- und Ödipuskomplexes die entsprechenden Ängste wie auch die Richtung ihrer Bearbeitung, um zu einer dritten Position zu gelangen, sehr treffend beschrieben sind? Das grundsätzlich Paradoxe und Aporetische findet sich aber inmitten des Ödipuskomplexes: es gibt keine »ableitbare«, »richtige« Lösung. Das gilt für die kindliche Entwicklung, für unsere Analysanden, für die analytische Arbeit, und es gilt für den Umgang mit unseren Konzepten und Methoden. Es gibt nicht deren »richtige« Anwendung; sobald sie nur angewandt werden, erschlagen sie das, worauf sie angewandt werden (vgl. dazu Loewald 1986). Nur wenn das Vorfindbare im Winnicottischen Sinne neu erfunden wird, kommt mit jedem neuen Patienten und mit jedem neuen Analytiker etwas Neues hinzu. Dank an Heiner Menzner für kreativen Austausch besonders zu diesem Punkt.

hat. In dieser Perspektive kann die Haltung nicht länger als Eigenschaft, Vermögen, Potenz des Analytikers betrachtet werden.

So war es für mich mit Frau D. anfangs fast unmöglich, die analytische Haltung im Sinne gleichschwebenden Zuhörens zu realisieren, weil sie dies als vernichtendes Getrenntsein von ihr, als katastrophales »Wegsein« erlebte und, um dies zu verhindern, mich kontinuierlich in Frage-Antwort-Dialoge verstrickte; erst nachdem ich das verstanden hatte und meine Verwicklung als Beteiligung an der Abwehr ihrer Vernichtungsangst sehen konnte (worin allerdings auch eine haltende Funktion gelegen haben mag), kam ich in die Lage, mich auch schweigend meinen Einfällen und Gedanken zu überlassen – ebenso wie dies der Patientin zunehmend möglich wurde. Parallel dazu begann Frau D. nun – zunächst auf der Handlungsebene – in Form von Fehlleistungen Fort-Da mit mir zu spielen: sie verschlief eine Nachmittagsstunde, sie verfuhr sich auf dem Weg zu mir, sie verpasste den Zug. Sie bezahlte ihre Ausfallstunden und wir konnten darüber sprechen.

Es gibt verschiedene Ansätze, solche Prozesse der unbewussten Verwobenheit und gemeinsamen Hervorbringung von Möglichkeiten zu erfassen.²⁰ So spricht Ogden (1994, 2001) bekanntlich vom »analytischen Dritten« als einer Hervorbringung des unbewussten Zusammenwirkens der intrapsychischen Vorgänge von Analytiker und Analysand; diese Wechselwirkung generiere ein »intersubjektives Feld«, das gleichsam ein Eigenleben führe und nicht der Intentionalität der beiden Beteiligten unterliege. De M'Uzan (1993, S. 94) hat für diesen Bereich den Begriff der »Chimäre« eingeführt, um die »Tätigkeit einer neuen Entität, beinahe eines neuen *Wesens*, Produkt der miteinander verzahnten Unbewussten der Protagonisten«, zu bezeichnen (M'Uzan 1993, S. 88). Ähnlich beschreibt beispielsweise auch Michael Parsons die Dynamik des analytischen Prozesses²¹ als etwas eigenständiges Drittes (Parsons 2006, S. 1185). Ich teile den Respekt und die »gewisse Demut« (Bollas 1997, S. 213) vor dem Entstehenden, die darin zum Ausdruck kommt. Zugleich vertrete ich in Übereinstimmung mit diesen Autoren – im Gegensatz zu relationistischen Ansätzen²² – die Unverzichtbarkeit der Arbeit *im* Analytiker, der Gegenübertragungsanalyse und -durcharbeitung und der darauf basierenden Deutung. Freilich

²⁰ Die folgende Auswahl ist eine persönliche. Bekanntlich sind unsere expliziten und impliziten theoretischen Orientierungen ebenfalls von dem geprägt, »was der Analytiker mitbringt«, also von der eigenen Konflikthaftigkeit und Übertragung.

²¹ Ein Begriff, den er im Unterschied zu anderen Autoren keineswegs für überflüssig hält, worin ich ihm sehr zustimme.

²² Die davon ausgehen, dass es prinzipiell kein Jenseits zu solchen unbewussten Inszenierungen gibt.

wäre es eine Illusion zu glauben, die Gegenübertragungsverwicklung sei nachträglich auch nur annähernd vollständig zu analysieren. Das hieße: »Ich sehe meine blinden Flecke, ich höre meine eigene Taubheit, ich bin mir meines Unbewussten bewusst« (Smirnof 1988, S. 20). Es gilt aber, sich dem Paradox zu stellen. Das verweist auf die Notwendigkeit einer so weit wie möglich betriebenen selbstanalytischen Aktivität.²³ Bollas fordert vom Analytiker, sich selbst als »den anderen Patienten« (Bollas 1997, S. 212) zu begreifen. Dies führt aber von der Idee der gemeinsamen Schöpfung auch wieder ein Stück weit weg.

Jenseits der gemeinsamen Schöpfung

Wenn die Idee der gemeinsamen Schöpfung überhandnimmt und die Haltung des Analytikers lediglich als Hervorbringung der unbewussten Interaktion mit dem Patienten gesehen wird, gerät die Frage nach dem, was der Analytiker mitbringt, wieder an den Rand. Genau danach möchte ich aber unter dem Begriff der analytischen Haltung suchen. *Ich verstehe und verwende den Begriff der analytischen Haltung als Platzhalter für das Nachdenken über den »Eigenanteil« des Analytikers, als Aufforderung zur Selbstanalyse, zur analytischen Selbstreflexion.* Es geht mir dabei um den Teil der Gegenübertragung, der sich nicht ohne weiteres als Reaktion oder Antwort auf die Übertragung des Patienten begreifen lässt (vgl. Smirnof 1988, S. 32). Die Gegenübertragung stellt auch »Fragen an den Analytiker« (S. 34), die ins Private führen. Es kann, wie Victor Smirnof ausführt, nicht darum gehen, öffentlich Rechenschaft darüber abzulegen, aber wir müssen im Gespräch mit uns selbst Worte finden für das, was im Kontakt mit einem bestimmten Patienten »aufgerührt²⁴, verwundet, wiederbelebt« wird (Smirnof 1988, S. 19). Solche Fragen stellen meines Erachtens keine behandlingstechnischen Probleme im engeren Sinn dar, sondern sind unter dem Begriff der dynamisch verstandenen Haltung besser untergebracht. Ich gehe davon aus, dass nur wenn wir in der Lage sind, solche

²³ Dazu ist meines Erachtens die analytische Haltung im Sinne einer suchenden, forschenden, nachdenkenden Haltung, wie Warren Poland (2000) sie vertritt, hilfreich, ebenso wie die Anerkennung der prinzipiellen Konflikthaftigkeit des Zuhörens (*conflictual listening*), wie Smith (2000) es nennt.

²⁴ Im Original; in der deutschen Übersetzung: »aufgeführt« – was ich stillschweigend korrigiere. Aber welche Weisheit spricht auch aus dieser Fehlleistung! Es geht ja gerade um die Frage, ob das »Aufgeführte« zwangsläufig »aufgeführt« (im Sinne eines Enactments) werden muss.

Fragen mit uns selbst zu besprechen, wir dem Patienten einen entsprechenden inneren Raum erfahrbar werden lassen.

Eine weitere Überschreitung der Idee der gemeinsamen Schöpfung liegt meines Erachtens darin, dass nicht alles, was die beiden Beteiligten an der analytischen Situation erleben, Beziehung, Dialog, Wechselwirkung ist. In vielen Falldarstellungen wird das allzu unbedenklich angenommen. In erfrischendem Kontrast dazu behauptet Smirnof, die Gegenübertragung sei »weder ein Ebenbild noch eine Erwidern der Übertragung«, sondern: »nach einer kurzen Begegnung gehen beide – Übertragung wie Gegenübertragung – jede auf ihre eigene Weise ihren eigenen Weg« (Smirnof 1988, S. 20). Unverzichtbar erscheint mir diese Anerkennung des nicht-dialogischen Moments. In Lacanianischer Sprache würde man sagen: Sowohl Analysand als auch Analytiker wenden sich immer auch an den großen Anderen, der nicht in der unbewussten Phantasie von einem Objekt aufgeht (Lacan 1973–80 [1966]). Nicht nur »die Erfahrung einer gemeinsamen Teilhabe an ein- und denselben Sinnzusammenhängen« und Objektbeziehungen, sondern ebenso die Erfahrung »einer unerklärbar-unerhörten Fremdheit des Anderen« (Ebke 2013) findet im analytischen Gespräch statt (vgl. auch Warsitz 2004). In meinem Verständnis der analytischen Haltung haben beide Erfahrungen Platz: die gemeinsame Schöpfung und das Nichtdialogische. Winnicott mit seinem unnachahmlichen Gespür hat die große Bedeutung des »Incommunicado« ins Spiel gebracht, das ebenso Anerkennung verlangt wie die Beziehung und der Austausch (Winnicott 1993).²⁵

Dekonstruktiver Charakter der analytischen Methode

Bisher sprach ich von der Angst des Analytikers (vgl. Zwiebel 2007), die zwangsläufig aus der Begegnung mit den unbewussten Konflikten des Patienten entsteht, die die unbewussten Konflikte des Analytikers aufrühren. Ich möchte nun, auch wenn das in der Praxis nicht zu trennen ist, zum Zweck der Reflexion davon unterscheiden die Ängste infolge der Anwendung der psychoanalytischen Methode (vgl. auch Smirnof 1988; Smith 2000; Parsons 2006). Diesen Aspekt hat Danckwardt treffend in Worte gefasst (2011, S. 130), indem er davon ausgeht, »dass Ängste in der psychoanalytischen Situation nicht nur Ausdruck der Pathologie des Analysanden

in der Übertragungs-Gegenübertragungs-Dialektik sind. Sie sind auch Ausdruck einer Destabilisierung, hervorgerufen durch Strukturen und Prozesse der psychoanalytischen Methode.«

Die analytische Tätigkeit wird gern mit vertrauten Objektbeziehungen und »normalen« zwischenmenschlichen Funktionen verglichen, wie z. B., wenn wir das Konzept des *containing* (Bion) gebrauchen, das wir uns angelehnt an eine spezifische mütterliche Rezeptivität und Transformationsfähigkeit für die psychisch noch nicht verarbeitbaren Ängste des sehr kleinen Kindes vorstellen. Zweifellos ist *containing* ein sehr wichtiger Bestandteil der analytischen Arbeit. Es ist aber auch hilfreich, sich hin und wieder klarzumachen, dass es sich beim Analysieren um eine artifizielle Einrichtung handelt, die so kein Vorbild in der natürlichen Lebenswelt hat.²⁶ John Klauber sagte einmal, Analysieren sei eine »Methode psychischen Funktionierens, die uns *nicht naturgemäß*« sei (Klauber 1980, S. 185; Hervorh. E.L.). Auch Formulierungen wie »schwer aushaltbare, unbequeme Objektbeziehung« erkennen an, dass die analytische Haltung alles andere als eine spontane Hervorbringung ist. Sie ist nicht zuletzt auch eine Antwort auf die durch den Einsatz der analytischen Methode hervorgerufenen Ängste und Konflikte im Analytiker. *Der Analytiker mitsamt seiner mitgebrachten Konfliktneigung steht nicht nur in einem Verhältnis zum Patienten, sondern ebenso in einem zur Methode.* Manche Autoren sprechen in diesem Zusammenhang von einer Gegenübertragung auf die Methode.²⁷ In jedem Fall wirken die methodischen Elemente des gleichschwebenden Zuhörens und der freien Assoziation »dissoziativ« und »entbindend«, wie Laplanche (z. B. 1997) sagt, und das lässt zwangsläufig einen Widerstand gegen den analytischen Prozess entstehen, auch beim Analytiker. Sofern wir uns mit gleichschwebender Aufmerksamkeit dem überlassen, was in uns hochkommt, haben wir – nicht anders als die Patienten – mit Ängsten zu rechnen. Daher ist Analyse zu praktizieren nicht ohne Ambivalenz möglich (Parsons 2006, S. 1187; vgl. Zwiebel, s. o.). Wesentlich erscheint mir dabei, dass solche Konflikte und Widerstände keine störenden Nebenerscheinungen sind, die Selbstanalyse nur deshalb erforderten, um zu einer unproblematischen Gegenübertragungsbereitschaft zurückzukehren. Vielmehr sind sie notwendige Elemente der Dynamik des analytischen Prozesses. Die Konflikte, die Ängste des Analytikers

²⁵ Auch Thomas Ogden (1991) ergänzt das »analytische Dritte« um die Notwendigkeit des Rückzugs, der Isolation (vgl. Gabbard & Ogden 2010 [2009], den Leserbrief Polands 2009 sowie die Antwort von Gabbard & Ogden 2009).

²⁶ Hinzu kommt, dass sowohl Mütter als auch Analytiker nicht nur *containende*, sondern auch *erregende* Andere sind (vgl. Heenen-Wolf 2010; Löchel 2010).

²⁷ Es sei dahingestellt, ob es angemessener ist, von der Gegenübertragung auf die Methode (Gattig 2001) oder auf den Prozess (Smith 2000; Parsons 2006) zu sprechen.

werden für den analytischen Prozess gebraucht. Vielfach ist gesagt worden, dass die Interventionen, die die Patienten wirklich berühren, diejenigen sind, die aus der seelischen Arbeit an den Konflikten des Analytikers stammen (vgl. Parsons 2006, S. 1194; vgl. Bollas 1997).

Möglicherweise war für meine Patientin wichtig, dass sie mitbekommen hat, wie mich das Ereignis einen Moment lang vollkommen aus der Fassung gebracht hat und wie ich darum zu ringen hatte, mich als Analytikerin wiederzufinden.

Laplanche geht davon aus, dass das menschliche Subjekt ein Leben lang mit seiner primären Ausgerichtetheit auf den Anderen zu ringen hat. Die lebenswichtige, psychische Struktur bildende Aktivität des Übersetzens, Verstehens, Einbindens der rätselhaften Botschaften des Anderen stellt zugleich auch eine »unvermeidliche narzisstische Wiederverschließung« (Laplanche 1996, S. 35) dar. Demgegenüber versucht Laplanche – dem ich mich in dieser Hinsicht anschließe –, das nicht Assimilierbare des »inneren Fremdkörpers«, der die Übersetzung zwangsläufig scheitern lässt, zu seinem Recht zu verhelfen. Er sieht das Einzigartige der analytischen Methode – und ich möchte ergänzen: der analytischen Haltung – darin, die Beziehung zum Rätsel, zur »Verletzung durch den Anderen« (Laplanche 1997, S. 63) offenzuhalten.

Ausblick

Die spezifische Methode des analytischen Gesprächs (freie Assoziation, gleichschwebende Aufmerksamkeit) wirkt zersetzend, dissoziativ, dekonstruierend auf haltgebende Strukturen. Die spontane Reaktion darauf wäre beim Analysanden wie beim Analytiker die Flucht. Diesem Fluchtimpuls im eigenen Inneren entgegenzuhalten, standzuhalten ist das, was vom Analytiker immer wieder aufs Neue gefordert ist.²⁸ Nur soweit das gelingt, ist er in der Lage, die Fluchtbewegungen des Analysanden halten und untersuchen zu können. So gesehen ist die analytische Haltung nicht ein jederzeit verfügbares, vorhandenes Instrument²⁹, sie ist etwas gerade nicht Durchzuhaltendes, sondern immer wieder neu zu Erringendes, dem

²⁸ »Die spontane Reaktion auf Unbewusstes ist Flucht. Es bedarf einer methodisch gestützten und reflektierten – dennoch stets gefährdeten – Haltung, dieser Fluchtbewegung im eigenen Inneren nicht nachzugeben« (Löchel 2006, S. 93).

²⁹ Werden verweist in vielerlei Hinsicht auf Vergehen; vgl. den Vortrag von Gabriele Junkers auf der Herbsttagung 2010, die an die »Vergänglichkeit des analytischen Handwerkszeugs« infolge des Alterns von Analytikern erinnert (2011, S. 67).

Ergriffensein durch die Gegenübertragung (auf die Methode, auf den Analysanden) Abzuringendes. Sie ist die Antwort, wenn etwas Haltgebendes zusammenbricht, verlorengeht, eine Krise eintritt und damit – nicht zuletzt – im ethischen Sinne Verantwortung des Analytikers.

Kontakt: Prof. Dr. Elfriede Löchel, Richard-Dehmel-Str. 10, 28211 Bremen.
E-Mail: elfriede.loechel@ipu-berlin.de

LITERATUR

- Bollas, C. (1997 [1987]): Der Gegenübertragung Ausdruck verleihen: Mitteilungen aus uns selbst an den Patienten. In: Ders.: Der Schatten des Objekts. Das ungedachte Bekannte. Zur Psychoanalyse der frühen Entwicklung. Übers. C. Trunk. Stuttgart (Klett-Cotta), 210–244.
- Danckwardt, J.F. (2011): Die Angst vor der Methode in der Psychoanalyse. EPF Bull 65, 121–133.
- Dantlgraber, J. (1989): Die psychoanalytische Haltung als Stufe in der Übertragungs-/Gegenübertragungsbeziehung. *Psyche – Z Psychoanal* 43, 973–1006.
- Ebke, T. (2013): Eine Genealogie des »homo absconditus«: Freud, Lacan, Plessner. *Jahrb Psychoanal* 66, 195–231.
- Eickhoff, F.-W. (2009): Bemerkungen über die oft vergessene primäre Identifizierung und die Geschichte dieses Begriffs. In: Ders.: Primäre Identifizierung, Nachträglichkeit und »entlehntes unbewusstes Schuldgefühl«. *Ausgewählte Schriften zu psychoanalytischen Themen 1976–2008. Jahrbuch der Psychoanalyse, Beiheft 24.* Stuttgart-Bad Cannstatt (frommann-holzboog) 13–20.
- Ferenczi, S. (1984 [1918]): Zur psychoanalytischen Technik. In: Ders.: Bausteine zur Psychoanalyse II. Frankfurt/M., Berlin, Wien (Ullstein), 38–54.
- Frank, C. & Weiß, H. (Hg.) (2003): Normale Gegenübertragung und mögliche Abweichungen. Zur Aktualität von R. Money-Kyrle's Verständnis des Gegenübertragungsprozesses. Tübingen (edition diskord).
- , Hermanns, L.M. & Löchel, E. (Hg.) (2013): *Jahrbuch der Psychoanalyse. Bd. 66: Szene – Verwicklung – Performance.* Stuttgart-Bad Cannstatt (frommann-holzboog).
- Freud, S. (1920g): Jenseits des Lustprinzips. *GW* 13, 1–69.
- (1925h): Die Verneinung. *GW* 14, 11–14.
- Gabbard, G.O. & Ogden, T.H. (2009): On: The comments of Warren Poland. [Letter to the Editors]. *Int J Psychoanal* 90, 1156.
- & – (2010 [2009]): Psychoanalytiker werden. In: Mauss-Hanke, A. (Hg.): *Internationale Psychoanalyse 2010. Ausgewählte Beiträge aus dem »International Journal of Psychoanalysis«*, Bd. 5. Gießen (Psychosozial-Verlag), 19–41.
- Gaddini, E. (1998): Über die Imitation. In: Ders.: »Das Ich ist vor allem ein körperliches«. Beiträge zur Psychoanalyse der ersten Strukturen. Hg. von G. Jappe u. B. Strehlow. Tübingen (edition diskord), 77–100.
- Gattig, E. (2001): Die konstitutiven Faktoren des psychoanalytischen Prozesses. In: Platte, H.-O. (Hg.): *Psychoanalytische Erkenntnisse zugänglich machen. Sechzig Jahre Psychoanalyse und Psychotherapie in Bremen. Zur Geschichte der Bremer Arbeitsgruppe für Psychoanalyse und Psychotherapie, 1951–2011.* Bremen (Donat Verlag), 460–471.
- Glover, E. (1955 [1928]): *The Technique of Psycho-Analysis.* London (Baillière, Tindall & Cox).

- Heenen-Wolf, S. (2010): Die erregende, die versorgende und die andere Mutter. In: Becker-Scheithauer, A., et al. (Hg.): Die Figur des Dritten. Tagungsband der DPV-Frühjahrstagung in Bonn 2010, 65–81.
- Hinz, H. (2003): Wer nicht verwickelt wird, spielt keine Rolle. Zu Money-Kyrle: »Normale Gegenübertragung und mögliche Abweichungen«. In: Frank, C. & Weiß, H. (Hg.), 68–96.
- Junkers, G. (2011): Später mal ... Vergänglichkeit und ihre Bedeutung für den Psychoanalytiker. In: Teising, M., Schneider, G. & Walker, C. (Hg.): Leben und Vergänglichkeit in Zeiten der Beschleunigung. Tagungsband der DPV-Herbsttagung 2010, 56–75.
- Kennedy, R. (2011): The loneliness of the psychoanalyst. Vortrag auf der 24. Annual Conference der Europäischen Psychoanalytischen Föderation, »Anxiety and Method in Psychoanalysis«, Kopenhagen, 14.–17.4.2011.
- Klauber, J. (1980): Die Identität des Psychoanalytikers. In: Ders.: Schwierigkeiten in der analytischen Begegnung. Übers. J. Friedeberg. Frankfurt/M. (Suhrkamp), 180–192.
- Lacan, J. (1973–80 [1966]): Schriften. 3 Bde. Hg. von N. Haas. Olten, Freiburg i. Br. (Walter).
- Laplanche, J. (1996 [1992]): Die unvollendete kopernikanische Revolution in der Psychoanalyse. Übers. U. Hock. Frankfurt/M. (Fischer).
- (1997): Ziele des psychoanalytischen Prozesses. In: Peters, H. & Rollwagen, T. (Hg.): Ziele des psychoanalytischen Prozesses. Tagungsband der DPV-Herbsttagung in Wiesbaden 1996, 45–64.
- Löchel, E. (2000): Symbolisierung und Verneinung. In: Dies. (Hg.): Aggression, Symbolisierung, Geschlecht. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), 85–109.
- (2006): Verwicklungen im Zeichen der »Gradiva«. Psychoanalyse, Literatur und Wissenschaft. In: Dies. & Härtel, I. (Hg.): Verwicklungen. Psychoanalyse und Wissenschaft. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), 93–122.
- (2010): Rätsel, Kontroverse, Verneinung. Figuren des Dritten und Anderen in der Konzeption von Mütterlichkeit und Weiblichkeit. Zu Susann Heenen-Wolffs »Die erregende, die versorgende und die andere Mutter«. In: Becker-Scheithauer, A., et al. (Hg.): Die Figur des Dritten. Tagungsband der DPV-Frühjahrstagung in Bonn 2010, 121–135.
- (2012): Zur Hermeneutik der Fehlleistung. In: Storck, T. (Hg.): Zur Negation der psychoanalytischen Hermeneutik. Gießen (Psychosozial-Verlag), 155–179.
- Loewald, H. (1986): Das Dahinschwinden des Ödipuskomplexes. In: Ders.: Psychoanalyse. Aufsätze aus den Jahren 1951–1979. Übers. H. Weller. Stuttgart (Klett-Cotta), 377–400.
- Money-Kyrle, R.E. (1991 [1956]): Normale Gegenübertragung und mögliche Abweichungen. In: Spillius, E.B. (Hg.): Melanie Klein heute. Bd. 2: Anwendungen. Übers. E. Vorspohl. 3. Aufl. Stuttgart (Klett-Cotta), 29–44.
- M'Uzan, M. de (1993): Während der Sitzung. Überlegungen zum psychischen Geschehen im Analytiker. *Jahrb Psychoanal* 31, 77–100.
- Nacht, S. (Hg.) (1956): La psychanalyse d'aujourd'hui. Paris (PUF).
- Ogden, T.H. (1991): Some theoretical comments on personal isolation. *Psychoanal Dialogues* 1, 377–390.
- (1994): The analytic third: Working with intersubjective clinical facts. *Int J Psychoanal* 75, 3–19.
- (1995 [1989]): Das psychoanalytische Erstgespräch. In: Ders.: Frühe Formen des Erlebens. Übers. H. Friessner u.E.M. Wolfram. Wien, New York (Springer), 171–197.

- (2001 [1997]): Analytische Träumerei und Deutung. Zur Kunst der Psychoanalyse. Übers. H. Friessner u.E. Wolfram. Wien, New York (Springer).
- Parsons, M. (2006): The analyst's counter-transference to the psychoanalytic process. *Int J Psychoanal* 87, 1183–1198.
- Poland, W.S. (2002): The Interpretive Attitude. *J Am Psychoanal Ass* 50, 807–826.
- (2009): On: On becoming a psychoanalyst. [Letter to the Editors]. *Int J Psychoanal* 90, 1155–1156.
- Schafer, R. (1983): The Analytic Attitude. London (Hogarth).
- Schneider, G. (2006): Ein »unmöglicher« Beruf« (Freud) – zur aporetischen Grundlegung der psychoanalytischen Behandlungstechnik und ihrer Entwicklung. *Psyche – Z Psychoanal* 60, 900–931.
- (2007): Ein »unmöglicher« Beruf« (Freud) – das aporetische Prinzip in der Reflexion der psychoanalytischen Behandlungstechnik. *Psyche – Z Psychoanal* 61, 657–685.
- Smith, H. F. (2000): Countertransference, conflictual listening, and the analytic object relationship. *J Am Psychoanal Ass* 48, 95–128.
- Smirnoff, V. (1988): Die Gegenübertragung. So lebt der Analytiker. *Jahrb Psychoanal* 22, 9–35.
- Warsitz, R.-P. (2004): Der Andere im Ich. Antlitz – Antwort – Verantwortung. *Psyche – Z Psychoanal* 58, 783–810.
- Winnicott, D.W. (1993 [1965]): Die Frage des Mitteilens und des Nicht-Mitteilens führt zu einer Untersuchung gewisser Gegensätze. In: Ders.: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Studien zur Theorie der emotionalen Entwicklung. Übers. G. Theusner-Stampa. 11.–12. Tsd. Frankfurt/M. (Fischer), 234–253.
- Zwiebel, R. (2003): Die Position des Analytikers. In: Gerlach, A., Schlösser, A.-M. & Springer, A. (Hg.): Psychoanalyse mit und ohne Couch. Haltung und Methode. Gießen (Psychosozial-Verlag), 36–59.
- (2007): Von der Angst, Psychoanalytiker zu sein. Das Durcharbeiten der phobischen Position. Stuttgart (Klett-Cotta).
- (2010 [1992]): Der Schlaf des Analytikers. Die Müdigkeitsreaktion in der Gegenübertragung. 3., überarb. u. aktualis. Aufl. Stuttgart (Klett-Cotta).

Summary

Achieving the analytic attitude. – The term »analytic attitude« can be taken as a cipher for various issues that cannot be adequately covered by other methodological and technical concepts. The author proposes a view of the analytic attitude that emphasizes the perils it is beset by, its fragility and vulnerability. The cause of this vulnerability is not merely the inevitable attacks on it mounted by the patients or the (potential) disdain of the circumambient culture. The most interesting sources of jeopardy are unconscious conflicts in the analyst that are actualized by the analytic method. Accordingly, the author insists on the indispensability of self-reflexive analytic engagement with the analyst's own conflicts. The article begins with a case vignette and goes on to discuss the cultural and historical context from which the concept of psychoanalytic attitude emerged in the 1880s and the transmogrifications it has been subject to in the course of psychoanalytic history since then. Much space is given to a discussion of the present-day view of this attitude as a »joint creation« by the analytic couple and the deconstructive character of the analytic method.